

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Sibylle Mulot

*Die  
Fabrikanten*

*Roman einer  
Familie*

Diogenes

Die Strophen in Teil 1, Kapitel 5,  
sind mit leichten Veränderungen  
dem Gedicht »Das Rockertweibel«  
von Franz Wieland (1889–1961) entnommen  
Das Gedicht in Teil 6, Kapitel 6,  
stammt von Ibn Arabi (1165–1240),  
in einer Übertragung von Gisela Wendt  
(Castrum Peregrini Nr. 230, S. 58)  
Umschlagillustration: Kees van Dongen,  
»Dame mit schwarzem Hut«, 1908  
Copyright © 2004 ProLitteris, Zürich  
Foto: akg-images

*Die Fabrikanten ist ein Roman. Zwar lassen sich  
zu einigen Romanfiguren Entsprechungen fin-  
den, doch sind die Charaktere und Ereignisse  
dieses Buches durchwegs Schöpfungen der Auto-  
rin und romanhaft frei gestaltet.*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2005  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
150/05/8/1  
ISBN 3 257 06467 5

*Für Sabine*

Die Familie war so alt, daß sie vor fünfhundert Jahren zum ersten Mal erwähnt wurde. In all den Jahrhunderten hatten sich die Kahns unermüdlich um Holz gekümmert. Ihre erstgeborenen Söhne (wie auch die der anderen Familien, die das Geschehen der Stadt bestimmten) erhielten in der Taufe den seltenen Vornamen Ladislaus, nach einem

Heiligen und König, was eine Fülle von Straßennamen hervorgebracht hatte, die alle mit »Ladislaus« begannen. Ladislaus Kahn, Ladislaus Schiller, Ladislaus Bleich, Ladislaus Scholz.

Flußabwärts neben dem kleinen Bahnhof, den der Urgroßvater hatte bauen lassen, konnte er die Kahn Werke sehen, mit ihren honigfarbenen Rindenbergen und dem großen Stapelplatz für Rundholz. Wie alle Fabriken in diesem Tal war sie diskret im Grünen verborgen. Berndorf war Luftkurort, eine Oase für Wanderer, die sich nachmittags auf die Terrasse des Badhotels setzten, um Eis oder Halbgefrorenes zu essen, bevor sie sich in den Kellerräumen in heiße Fichtennadelbäder tunkten und das würzige Aroma einsogen, das von Hügeln und Anhöhen tagein, tagaus die Stadt durchwehte.

Die Einwohner des kleinen Orts waren von besonderem Schlag: leichtlebig, boshaft, liebenswürdig. Schon die allerersten Flößer, wilde Gesellen mit Schlapphüten und Hakenstangen, sahen mehr als die Sesshaften, wenn sie über große Entfernungen von Stadt zu Stadt fuhren, den Rhein hinter bis in die Niederlande, vorbei an herrlichen Städten und Burgen und Kirchen. Und wenn sie den Rückweg zu Fuß antraten, gaben sie ihren Lohn unterwegs für Kunstwerke aus, die ihre Häuser schmückten und von den örtlichen Handwerkern nachgeahmt wurden. Während zur selben Zeit der Oberkürer, den Sack mit Goldstücken auf dem Schoß, den er für seinen Fabrikanten erlöst hatte, in der Kutsche nach Hause fuhr und sich dabei mit der neuesten Waffentechnik befaßte.

Später hatten Kahns Vorfahren begonnen, die Städte Eu-

ropas, die auf ihren hölzernen Fundamenten ruhten, oberirdisch miteinander zu verbinden. Telegraphenmasten, endlose Reihen glatter, makellos imprägnierter Schwarzwald-bäume und sorgfältig eingeschnittener Eichenschwellen überzogen die halbe Welt bis nach Bagdad, und drüben in Argentinien. Ein Reich, in dem die Sonne nie unterging.

Der Holzplatz flußabwärts lag zwischen Straße und Bahngleis und dem abgeflachten Ufer eingeklemmt. Hier hatte er endlose Nachmittage verspielt. Weiter unten wucherten Büsche und Bäume, taten sich Wasserlöcher auf, kreisrund, von Schwertlilien eingehegt wie Augen. Der Hochsitz, vom Alter zerfressen, stand noch. Am Ufer lief das Wasser breit und gluckernd vorbei, formte blanke Fischgratmuster und spülte ein wenig Erde unter der Grasnarbe weg, so daß die Wurzeln fein und kraus in der Luft hingen. In der Bucht schaukelte früher ein mit stählernen Seilen vertäutes Floß, auf dem hatte er, wie von einem Schiff gewiegt, Karl May gelesen. Ein kleiner, rasch fließender Kanal zweigte entschlossen vom Hauptwasser ab, verschwand in einem Tunnel unter dem Werk, wobei er an Sonnentagen goldene Netzmaschen in die Wölbung hinaufwarf.

Ohne Zweifel war die Familie etwas Besonderes. Die Kahns leiteten sich von den Römern ab, von canus, ehrwürdig, hochbetagt. Das glaubte er nicht wirklich, aber die Gläubigkeit seiner Vorfahren rührte ihn. Der erste urkundlich erwähnte Canus war um 1460 geboren, im Floßhandel reich geworden, von Beruf Bankier. Auf einem Gemälde trugen er und seine Söhne einen Turban und hielten eine Waage – die Fugger und Welser des Schwarzwalds.

Da, eine Trübung! Etwas hatte sich vor die Sonne ge-

schoben. Ladislaus glaubte, einen Luftzug zu spüren, der ihn aus dem Berndorfer Tal entführte und forttrug. Ein grauer, strudelnder Fetzen, durch den sich die fahle Sonne hindurchfräste. Ah! Der Holzplatz seines Vaters dort oben an der Trave! Pferdewagen, die auf Schienen über das Gelände fahren, vom Ladekai bis zur Imprägnieranlage. Sein Vater betrieb für die Familie den Skandinavienhandel im großen Stil, obwohl er lieber Theaterdirektor in München geworden wäre. Ach, die Küstenmotorschiffe! Die weite Wasserwelt! Die Werft gegenüber, mit den Riesenschiffen, die lautlos am Kai anlegten. Drehkräne mit hakenbewehrten Stahlseilen. Eine Helligkeit, die mit dem Spiegel der Ostsee zusammenhing und mit dem Flimmerlicht der Erinnerung.

Ladislaus packte seinen eleganten honigfarbenen Stock, den er an die Balustrade gelehnt hatte, und ging über den kiesbestreuten Weg zum Pavillon. Achteckig lag er da, im Schatten der großen Zypresse. Er spähte durch die vergitterten Glasscheiben. Im Lauf seines Lebens hatte er viele Stammbäume gesehen. Gemalte, getuschte, gestickte, geschriebene, solche mit Heiligen und Mönchen, mit Königen, oder mit auf rosa Blüten schwebenden Nonnen. Mit schlafenden Stammvätern an der Wurzel, und andere, die eigentlich Weinstöcke waren. Manche Stammbäume sahen aus wie Oktopusse, mit lang aufschießenden und gerollten Tentakeln. Aber alle verwiesen immerzu auf den einen, den einzig wahren, seinen eigenen: das Al-fresco-Gemälde auf Wand und Deckengewölbe im Pavillon.

Es zeigte ein Gehöft im Wald, im Hintergrund eine Burg ruine. Eine hohe Tanne wuchs aus dem Gehöft heraus, in

ihren Zweigen nisteten Holzkähne wie kleine Pilgerschiffe. In jedem Kahn stand ein Paar mit Barett und Haube, einander zugewandt, ein aufgeschlagenes Buch haltend, über dessen Seiten zittrige gotische Buchstaben flossen. Immer, auch an heißesten Sommertagen, war die Luft im Pavillon mit Mineralien gesättigt und kühl. Er hatte sich als Kind oft hierhergeschlichen, während seine Eltern, Onkel und Tanten drunten auf der Insel Tennis spielten. Am gedeckten Teetisch hantierte dann die Großmutter Lilo, die Pharaonin, mit dem silbernen Rechaud. Spielerisch hatte sie ihm das Baumgebilde der Familie gewiesen, nach Art der nächtlich deutenden Astronomen, die die Namen der Sterne aufsagen, ohne zu erklären. Sie hatten dazu die Köpfe in den Nacken gelegt. Die Familie war zu beiden Seiten des Stammes Schiff um Schiff in die Höhe gestiegen. Links die schwarzen, rechts die roten Kahns. Oben auf der äußersten Spitze vereinten sie sich in einem einzigen Boot: darin sein Großvater Ladislaus Theo Kahn und die Pharaonin Lilo Thea. Daß sie denselben Nachnamen trugen, Kahn und Kahn, hatte dazu geführt, daß er lange Zeit glaubte, man müsse, um zu heiraten, einen Namensvetter finden oder eine Verwandte.

»Es ist ja zu Ende!« hatte er beim ersten Mal bedauernd ausgerufen und die Großmutter angesehen, als wäre ein Todesurteil gesprochen. Aber als die Großen vom Tennis heraufkamen, verschwitzt und lachend, und im Stehen eine Tasse Tee tranken, bevor sie zum Duschen ins Haus gingen, hatte er begriffen: Die Geschichte war weitergegangen, mit seinen Eltern, Onkeln und Tanten, und mit ihm selbst.

Er stand lange vor dem Pavillon. Der Ufergarten spiegelte sich in den Glasscheiben und zauberte Reflexe auf das

Wandgemälde im Innern. Ein bunter Strahl fiel auf das graue, wie eine Schlange geringelte Spruchband mit den Worten: porro, sursum – die Familiendevise. Man hatte ihm gesagt, es sei »römisch«, was die Abkunft aus dem Reich der Caesaren zu bestätigen schien. Vorwärts, aufwärts – ein Motto, das seine Großmutter nie anders als besonders feierlich aussprach, wie ein Gebet. (Während sein unmöglicher Vater Wilhelm mit völligem Ernst verkündete, porrum bedeute Lauch. »Schnittlauch, empor!« – was er unter Protest und Gelächter immer so lange aufrechterhielt, bis die Pharaonin mit einer Serviette nach ihm schlug.)

Aber das eigentlich strittige Wort war sursum, »aufwärts«. Die Tanne strebte aufwärts, soviel war klar. Nur: Die Boote lagen unbeweglich in ihren Zweigen, von »aufwärts« keine Rede. Eine Erklärung half: Jedes dieser Boote wurde im Baum geboren, aber dabei blieb es nicht. Unweigerlich wurde es mitsamt seiner kostbaren Fracht – man sah zu Füßen der Paare oft einen Geldsack oder ein Haus – auf dem gewundenen Fluß im Hintergrund ausgesetzt. Dort mußte es aus eigener Kraft in die Zukunft schwimmen. Eine Familie war nur soviel wert wie die Tatkraft ihrer Mitglieder. Zwar wuchs der Baum ganz von selbst in die Höhe, aber einen Platz »aufwärts« konnte nur erobern, wer zunächst »vorwärts« gekommen war.

Sein erster Ausflug in den Ufergarten! Nein, nicht der erste, sondern der, der ihm in Erinnerung geblieben war, weil alles in gleichgeordneten Wellen in ihn einströmte. Das Gittertor hatte lang und heftig in den Angeln geschrien. Unter dem hohen Kronendach der Magnolienbäume lag die bräunliche Erde wie festgestampft, ein geheimnisvoller Vor-

platz. Die Großmutter hatte sorgsam einen Schlüssel in die Tür des Pavillons gefädelt, die sich knarrend öffnete. Halb fiel Sonne auf die Fliesen, Kissen purzelten aus dem Wandschrank, ein kariertes Plaid wurde für ihn auf den Rasen gebreitet. Selbst setzte sich die Großmutter in den Halbschatten. Etwas Blitzendes bewegte sich in ihren Händen, ein Summen und Schwirren in der warmen Luft... Bis jemand kam. Er fühlte sich hochgehoben, herumgeschwenkt und auf die Balustrade gestellt, wo er staunend in die Schichten des Sommers blickte.

War es Hans gewesen, der Bruder seines Vaters, der an diesem Tag ein grauweiß gesprenkeltes Jackett trug? Er spürte den rauhen Stoff noch an der Wange, roch den Zigarrenrauch...

Bis ihn jemand von der Balustrade wegriß und wieder an eine andere Brust preßte. »Sapperment, paß do uff!« – ohne Spott fuhr sein Vater Wilhelm den anderen Mann an, sein brauner Teint war ganz weiß. »Musch du wellewäg –« Mittem im Satz brach er ab. Beide sehr blaß. Und er, der kleine Ladislaus, zappelnd, weinend – wann war es gewesen?

Das Stehen fällt ihm jetzt schwer. Er wendet sich ab, geht ein paar Schritte.

Die Tennisinsel ist längst aufgegeben. Jeder, der den Abhang hinunterschaut, kann es von Jahr zu Jahr deutlicher sehen. Die Stufen der steinernen Treppe sehen aus wie die Krankheiten, die er sich als Kind ausgedacht hatte. Vergeblich zermartert er sich das Gehirn nach einer weiteren Spur des eleganten Onkels, Hans. Irgendwo mußte doch etwas gespeichert sein – ein lebendiger Hauch, eine Bewegung – aber nein, es bleibt bei der Erinnerung an eine Fahrt mit

dem Chauffeur durch Baden-Baden, der plötzlich, während sie durch ein grünes Viertel glitten, den Arm ausstreckte und zu ihm, dem Kind, sagte: »Da, lug emol, des isch deim Onggel sei Palascht!« Es war bekannt, daß Hans noch während des Ersten Weltkriegs angefangen hatte, die sagenhafte Mitgift seiner Frau, einer Bankierstochter, durch Spekulationen zu vermehren. Er hatte zuerst einen russischen Fürstenpalast gekauft, danach das Schloß eines Malerfürsten, »das noch jedem Unglück gebracht hat«.

Irgendwann verschwand Hans spurlos, ohne daß er, Ladislaus, es auch nur bemerkt hätte – er wohnte ja als Kind bei seinen Eltern in Lübeck, verbrachte nur die Ferien in Berndorf, und gerade deshalb – gerade deshalb springt ihm jetzt aufgrund einer seltsamen Assoziation der Wiesenblumenstrauß in Erinnerung. Der zarte Hahnenfuß, die bleiche Skabiose, die klaren Margeriten, die Kuckucksnelken, der ganze mit einer Quecke umwundene Strauß – vom kleinen Kerl im Freizeitanzug gehorsamst ins Wasser geworfen, der verwundert dieser Litanei lauschte:

Von der Arg in den Rhein, vom Rhein in die Waal, von der Waal in den Kanal, vom Kanal ins große Meer, vom Meer in die ziehenden Wolken, von den Wolken zur Quelle... Ein Opfer für den Kreislauf der Natur!

Er sieht sich um, wie unter Zwang. Was blüht? Nicht viel. Grellgelb die Forsythien. Tulpen, aber Tulpen bricht man nicht. Er sucht am Boden, zwischen handhohen Buchsbaumändern, die in sanften Bogenschwüngen um die Beete laufen, und findet eine kleine blaue Szilla, halb verborgen im Gras. An die Balustrade zurückgekehrt, wirft er die leichte Blume mit geschlossenen Augen ins Wasser.

Er hält die Augen noch ein wenig zu, bis die Sonne die Brüstung des Gartens erreicht. Beglückt über die Lichtflut läßt er sich vom rotscheinenden Glanz erwärmen.

Und kehrt zum Eingang zurück. Ein Teppich abgefallener Magnolienblüten erregt seine Aufmerksamkeit. Wo kommen sie her? Blüht der Baum? Sie liegen weiß-lila geflammt auf dem Boden und sehen aus wie kleine Kähne, mit der Spitze nach oben. Manche scheinen gekentert zu sein, andre weisen rostige Streifen auf. Vom Wind abgelöst und sanft hinuntergeschaukelt. Er zögert einen Augenblick, aber es geht sich darauf sehr angenehm, wie auf einem leise knackenden lebendigen Teppich.